





Ein Junge namens Egbert und seine Geschwister  
Venus und Adonis,  
eine umwerfende Gouverneurstochter und  
ein einhändiger Schiffsjunge,  
eine Stinkfruchtplantage und jede Menge  
Marmeladenkuchen,  
Krocket und eine folgenreiche Ballonfahrt,  
eine Horde Kreuzfahrttouristen und angriffslustige  
Wildschweine,  
der schrecklichste Pirat, der je auf den Blauen Meeren  
gesegelt ist, *und*  
der legendäre Schatz des Hutmatozal.

Das alles und noch viel mehr im knochenklapperndsten  
Abenteuer seit »Fluch der Karibik«!

Rick Riordan ist begeistert: »Ein fantastisches Debüt von  
Geoff Rodkey!«

## KAPITEL 2 DIE ABREISE

Es begann mit Dads Gesichtsausdruck. Ich war im Garten und las im schmalen Nachmittagsschatten hinter dem Holzstapel ein Buch. Ich hatte gerade aufgehört, Scheite für Quints Küchenfeuer zu spalten, und wollte mir ein paar Minuten Ruhe gönnen, bevor ich das Feuerholz zum Haus schleppte.

Dad war den Berg hinaufgegangen, um die Kanone auf dem Felsen des Verderbens zu putzen, und ich rechnete erst am Abend mit seiner Rückkehr. Als ich aufblickte und ihn kommen sah, durchzuckte mich deshalb kurz die Angst, dass er mir eine knallen könnte, weil ich faul herumlag.

Das tat er ständig. Aber anders als bei Adonis machte ich ihm daraus keinen Vorwurf, denn im Gegensatz zu meinem Bruder schien es Dad kein großes Vergnügen zu bereiten, mich zu verhauen – er wollte bloß klarstellen, dass es Arbeit zu erledigen gab. Er arbeitete ununterbrochen, nur manchmal kurz vor Sonnenuntergang setzte er sich für ein paar Minuten allein auf die hintere Veranda und starrte traurig auf die Rauchfäden, die aus dem Vulkan aufstiegen. Es war eine schmerzliche, untröstliche Art von Traurigkeit und sie gab mir ein schreckliches Gefühl, denn ohne nachzufragen wusste ich, dass er in diesen Momenten an meine Mutter dachte.

Die meiste Zeit sah er jedoch nicht traurig aus – bloß

grimmig und entschlossen. Und wenn er mich bei etwas Verbotenem erwischte – wie am helllichten Tag neben einem Holzstapel, der weggebracht werden musste, herumzusitzen und zu lesen –, blitzten seine Augen vor Zorn und dann setzte es was.

Doch dieses Mal gab es kein wütendes Blitzen. Er sah mich nicht einmal an – weder mich noch irgendwas anderes. Seine Augen hatten einen verdutzten, entrückten Ausdruck, als hätte er etwas vergessen und versuchte sich daran zu erinnern, wo er es hingelegt hatte.

Ich hatte das Buch schon halb hinten in meine Hose gestopft und sammelte eilig Holz ein, als er ein paar Meter entfernt stehen blieb und mich anstarrte.

»Ey – haste da Papier drin?«, fragte er und deutete mit einem Kopfnicken auf das Buch.

Aus Dads Mund war das eine seltsame Frage. Außer für die Kassenbücher, über denen er manchmal am langen Tisch im Wohnzimmer brabbelte, hatte er keine großartige Verwendung für Papier, für Bücher schon gar nicht.

»Wie, in dem Buch?«

»Ja. Lose Blätter oder so. Um was aufzuschreiben.« Er hob eine seiner rissigen Pranken und fuchtelte seltsam in der Luft herum, wobei er Finger und Daumen aneinanderdrückte, als würde er etwas schreiben.

»Nur die Buchseiten«, antwortete ich. »Ich könnte ein paar herausreißen.«

Er schüttelte den Kopf. »Percy hat Papier, oder? Für Unterricht und so?«

»Er hat Pergament. Liegt im Wohnzimmer.«

Er ging aufs Haus zu und verschwand so schnell darin,

dass ich mit dem Holz kaum an der Veranda war, als er wieder herausgeschossen kam, ein Blatt Pergament in der einen und einen Kohlestift in der anderen Hand. Er stürmte wortlos an mir vorbei und wieder den Berg hinauf.

Im Haus kam Percy aus dem Wohnzimmer und rieb sich die schlafverquollenen Augen. Er warf mir einen finsternen Blick zu, als wäre es meine Schuld, dass Dad sein Nachmittagsnickerchen unterbrochen hatte.

»Was in drei Teufels Namen will dein Vater mit einem Stift?«

Die Sonne war untergegangen und wir saßen gerade alle um den Esstisch und verspeisten Quints Eintopf, da kam Dad schließlich zurück. Der Stift und das Pergament waren verschwunden, doch der verblüffte Gesichtsausdruck war noch da. Er marschierte ohne einen Ton an uns vorbei, ging zum Herd und nahm sich eine Schale Eintopf. Er aß ein paar Löffel, lehnte sich gegen den Küchenschrank und starrte ins Leere, während wir ihn alle neugierig beobachteten.

»Daddy?«, rief Venus mit kläglichster Stimme in seine Richtung, während sie eine Strähne ihrer dunklen strähnigen Haare um den Finger wickelte. »Denkst du über das Pony nach?«

Vor einer Weile hatte ich den Fehler begangen, meiner Schwester zu erzählen, dass in einem von Percys Romanen (*Sündenpfuhl Upper Mattox*, der bis auf ein paar gute Kampf-szenen und ein Wagenrennen total öde war) ein Mädchen vorkam, das einen Prinzen heiratete. Venus stürzte sich quiekend auf das Buch, und auch wenn sie es nicht selbst las, bezirzte sie Quint, es ihr zum Schlafengehen vorzulesen.

Das Einzige, was sie davon behielt, war, dass das betreffende Mädchen reich war und ein Pony besaß. Venus entschied, dass das Pony das Entscheidende an der ganzen Sache war und dass sie, wenn sie nur eines in die Finger bekäme, automatisch reich wäre, und wenn sie erst mal reich war, würde die ganze Prinzen-Heirats-Geschichte zum Selbstläufer.

Deshalb fragte sie Dad seit einem halben Jahr jeden Tag, ob er ihr ein Pony kaufen würde. Ich konnte beim besten Willen nicht verstehen, warum er ihr nicht einfach eine klebte, um der Angelegenheit ein Ende zu bereiten.

»Haste Stress mit Egbert? Soll ich ihm zeigen, wo der Hammer hängt?« Adonis hob die Faust und schwang sie in meine Richtung. Ich bereitete mich darauf vor, gegebenenfalls in Deckung zu gehen.

Dad beachtete beide nicht. Er aß noch einen Löffel Eintopf, dann stellte er die Schüssel hin und wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab. Er kratzte sich gedankenverloren den Bart, dann verkündete er: »Zieht eure besten Klamotten an. Beim ersten Lichtstrahl fahr'n wir nach Morgenröte.«

In dieser Nacht bekam ich kaum ein Auge zu. Zum Teil, weil ich wegen des Ausflugs so aufgeregt war – Fahrten nach Morgenröte waren selten und wunderbar und wir waren noch nie außerhalb der Feiertage dorthin gefahren. Zum anderen, weil der nächste Tag mein dreizehnter Geburtstag war, und zum ersten Mal, seit ich denken konnte, würde ich an meinem Geburtstag etwas anderes tun, als mit meiner Familie den Vulkan hinaufzustapfen, um dem Grab meiner Mutter einen Besuch abzustatten.

Vor allem aber konnte ich deswegen nicht schlafen, weil

Adonis immer wieder in mein Zimmer platzte, um mich mit einem Knüppel zu verhauen.

Das war kein Zufall – Adonis wusste, dass Dad mich allein zurücklassen würde, falls ich verschief, und versuchte mich so fertigzumachen, dass genau das passierte. Es hatte schon einmal funktioniert und zwei andere Male ganz knapp. Dazu musste er natürlich selbst die halbe Nacht aufbleiben und war am nächsten Tag fix und fertig und griesgrämig. Man sollte denken, dass es ihm den Ausflug nach Morgenröte verderben würde, aber dieses Risiko schien Adonis die Sache wert zu sein.

Auch dieses Mal klappte es beinahe. In dem Moment, als ich die Augen öffnete, schloss ich aus der Hitze und der Stickigkeit, dass es bereits dämmerte. In Panik sprang ich aus dem Bett und klatschte prompt gegen die Wand, denn ich hatte vergessen, dass ich mitten in der Nacht mein Bett verschoben hatte, um die Tür zu verbarrikadieren.

Sobald ich die Orientierung wiedergefunden hatte, gelang es mir, so aus dem Bett zu klettern, dass ich die Tür öffnen und etwas Licht hereinlassen konnte. Anschließend suchte ich mein bestes, kratzigstes Hemd heraus und zog es auf dem Weg in die Küche über.

Dort war nur Quint. Er stand auf dem Küchentresen – Quint hatte keine Beine, bloß Stümpfe, wo eigentlich seine Oberschenkel hätten sein sollen, deshalb stand er die meiste Zeit auf irgendwas – und mampfte den letzten seiner Frühstücksfladen von einem Eisenblech. Der Kraft nach zu schließen, mit der sich seine kräftigen Armmuskeln anspannen mussten, um den Fladen abzubekommen, war er ziemlich festgebacken.

»Beil dich mal lieber«, sagte er und warf mir einen Bro-

cken zu. »Dein Dad is schon hochgegangen, um sich die Stiefel anzuziehen.«

Mir war klar: Wenn ich nicht in der Sekunde, wenn Dad aus dem Haus kam, gestiefelt und gespornt in der Kutsche saß, würde er mir eine kleben, weil ich alles aufhielt. Also stürzte ich wie der Blitz aus der Haustür und bemühte mich dabei, meinen Fladen herunterzumümmeln, ohne mir einen Zahn abzubrechen.

Die Kutsche stand mit weit geöffnetem Schlag vor dem Haus. Percy stand direkt dahinter und versuchte, Venus das Kleid zuzuknöpfen. Stumpy – der Feldpirat, der uns fährt und von dessen Beinen trotz seines Namens mehr übrig ist als von Quints – saß bereits auf dem Bock und hielt die Zügel.

Als ich auf das Trittbrett sprang und mich durch die offene Tür auf den Rücksitz hangelte, winkte ich Stumpy zu.

Das trug mir einen Schlag von Adonis ein, der mich prompt wieder aus der Kutsche schubste.

Noch bevor ich mit dem Hintern auf der Erde landete, verwünschte ich mich, dass ich das nicht vorhergesehen hatte. Mein Fladenbrot rollte davon und hüpfte ein paarmal, bevor es vor Percys Fuß liegen blieb.

Während Adonis in der Kutsche wie ein Esel wieherte, beugte sich Percy mit einem Grunzen vor und schaffte es irgendwie, ohne umzukippen, über seinen Bauch zu greifen und den Fladen aufzuheben. Er klopfte die Erde ab und verputzte das steinharte Ding, während Venus mich mit gerümpfter Nase musterte.

»Egbert! Du hast dein bestes Hemd dreckig gemacht! Dafür kriegst du von Dad eine Tracht Prügel.«

Als ich den Mund öffnete, um zu antworten, schmeckte ich



Blut. Während meine Schwester über mich in die Kutsche kletterte, legte ich die Hand auf die Lippe und stellte fest, dass sie aufgeplatzt war – entweder von Adonis' Faust oder dem harten scharfkantigen Brötchen. Ich war nicht sicher.

»Blute noch die Vorderseite voll, dann verdrischt er dich gleich doppelt.« Percy stand über mir, aus seinem Mund flogen mir sabberige Bröckchen des geklauten Frühstücks auf die Stirn. Danach drehte er sich um und verdeckte mir, bis er sich durch die Kutschentür auf den Platz neben Venus gequetscht hatte, mit seinem dicken Schwabbelhinterteil die Sicht auf den Himmel.

Ich schaffte es gerade noch, das Blut mit meinem Taschentuch abzuwischen, mir, so gut es ging, den Staub von den Sachen zu klopfen und mich neben Adonis zu setzen, bevor Dad auf der Veranda auftauchte.

Er trug seine beste Jacke – den Frack aus blauem Samt –, die Ausbeulungen an beiden Hüften bedeuteten, dass er auch sein Pistolenhalfter umgeschnallt hatte.

Das war ein weiteres Zeichen – auch wenn wir das eigentlich nicht brauchten –, dass es sich um einen ungewöhnlichen Ausflug handelte. Wenn wir an Feiertagen nach Morgenröte fuhren, trug er immer den Frack. Wenn er Geschäfte zu erledigen hatte, hatte er die Pistolen dabei. Ich hatte noch nie gesehen, dass er beides gleichzeitig trug.

Während ich mir das durch den Kopf gehen ließ – *Warum schmeißt er sich in Schale, um jemanden zu erschießen?* –, zog Percy die Tür zu; als Dad sich auf den Kutschbock schwang, wackelte die Kutsche. Danach zog Stumpy wohl an den Zügeln, denn wir schlingerten vorwärts und ließen das einzige Zuhause zurück, das ich je gehabt hatte.

Hätte ich gewusst, wie lange es dauern würde, bis ich es wiedersah, hätte ich mich vielleicht ein letztes Mal umgedreht – um einen Blick auf die zwei Fenster im Obergeschoss zu werfen, die unter dem Dachvorsprung hervorlugten wie die Augen eines fetten schläfrigen Riesen, und auf den Haikiefer, der auf der großen Veranda, die rings ums Haus lief, über der Tür hing. Es ist merkwürdig, aber dieser Kiefer fehlte mir in der folgenden Zeit. Ich glaube, er gab mir ein Gefühl der Sicherheit: In einem Haus mit einem solchen Kiefer würde einen einfach niemand überfallen. Zumindest nicht von draußen.

Die Straße führte vom Haus zu den unteren Obstfeldern. Die Stinkfruchtbäume waren in ziemlich dichten Nebel gehüllt, und während wir den Berg hinunterholperten, traten ein paar Piraten aus dem Dunstschleier. Im verschwommenen Dämmerlicht sahen sie aus wie ramponierte Ausschneidefiguren – hier fehlte ein halbes Bein, dort der Großteil eines Arms oder ein Stück Kopf.

Der mit dem fehlenden Stück Schädel war Mung. Als er mich in der Kutsche erkannte, zwinkerte er mir zu und ich brachte so etwas wie ein Winken zustande, ohne dass die anderen es bemerkten. Mung arbeitete schon seit Ewigkeiten für Dad. Er konnte nicht sprechen (wahrscheinlich, weil ihm ein Stück Hirn fehlte) und war netter zu mir als sonst jemand. Als ich klein war, übte er mit mir Fangen und Werfen. Bis Dad uns eines Tages erwischte und uns beide verdrosch, weil wir Zeit verplemperten, warfen wir eine Stinkfrucht hin und her und taten, als wäre sie ein Ball. Dads Prügel nahmen uns beiden ziemlich die Lust am Sport, aber ich hatte Mung immer noch sehr gern.

Percy, durch eine Bodenwelle aufgeschreckt, verkündete:  
»Zeit, was zu lernen, Kinder!«

Adonis verdrehte die Augen und Venus schob schmelzend die Unterlippe vor. »Aber Percy! Wir sind auf Reisen!«

»Blödsinn. Gelernt wird überall, ob auf Reisen oder sonst wo.«

Er sagte das mit steinerner Miene, auch wenn uns allen klar war, dass die Ansage nur für Dads Ohren gedacht war – falls er vom Kutschbock aus zuhörte.

»Also: Wie entsteht Nebel?«

Keiner antwortete.

»Nichts? Keiner? Nun gut. Ich werde es euch erklären.« Percy hob einen Wurstfinger und legte eine Kunstpause ein. Das tat er immer, wenn er seine eigenen Fragen beantwortete. Für jeden, der ihn nicht kannte, schien er die Pause zu machen, weil er betonen wollte, wie wichtig die Lektion war. In Wahrheit brauchte er sie, um sich eine Antwort auszu-denken.

»Vulkantätigkeit. Dieselben Kräfte, die den Vulkan rauchen lassen ... steigen in der Nacht aus der Erde auf und -«

»Und warum stinkt der Nebel dann nicht?« Manchmal waren Percys Thesen so bizarr, dass selbst Adonis skeptisch wurde.

»Wie? Der Nebel?«

»Ja. Vulkanrauch stinkt. Wie faule Eier.«

»Was GLAUBST du wohl, warum er nicht stinkt?«, schnaubte Percy leicht angeekelt. Fragen zu wiederholen war seine andere Taktik, sich Zeit zu verschaffen. »Weil die Erde ... den ganzen Gestank einfängt. Grab doch mal irgendwann

ein Loch. Wenn du tief genug gräbst, kommt alles raus. Da bleibt dir die Luft weg. Wirst schon sehen.«

Als wir eine Stunde später in Galgenhafen einfuhren, hatte die Morgensonne den Nebel aufgelöst, in der Kutsche war es heiß wie in einem Backofen und Percy hatte meinen Bruder und meine Schwester mit Dutzenden neuer Fakten aus Wissenschaft, Geschichte und Mathematik zugetextet, die allesamt einfach nur grottenfalsch waren. Allerdings machten sie sich sowieso nicht die Mühe, sich irgendwas davon zu merken.

Als wir die breite verdreckte Hauptstraße hinunterfuhren, erwachte Galgenhafen allmählich zum Leben, die Kutsche schlingerte von einer Seite auf die andere, weil Stumpy um die Piraten herumlenkte, die in der Nacht zuvor auf der Straße umgekippt waren. Das Getrappel der Pferdehufe weckte ein paar von ihnen, sie rappelten sich auf, schüttelten den Rum aus den Köpfen, anschließend beugten sie sich wieder vor und kotzten. Seligenhafen, die Hafenstadt von Morgenröte, hat viele Vorzüge gegenüber Galgenhafen, doch einer der ersten Unterschiede, der einem ins Auge sticht, ist die fehlende Kotze.

Als wir am Kai hielten, befahl uns Dad, in der Kutsche zu warten, während er wegen eines Bootes verhandelte, das uns nach Morgenröte bringen sollte. Wir mussten immer in der Kutsche warten, bis das Boot angeheuert war, hauptsächlich wegen Venus – in Galgenhafen gab es nicht viele weibliche Wesen, schon gar keine fünfzehnjährigen, die sich wuschen, und auch wenn meine Schwester wie ein Pferd aussah und den Charakter einer Eidechse hatte, waren die Piraten vermutlich nicht allzu wählerisch.

Es dauerte länger als sonst. Normalerweise zog Dad es vor, am Vortag mit Stumpy in den Hafen zu fahren, um ein Boot klarzumachen, doch diese Fahrt hatten wir so überstürzt angetreten, dass dazu keine Zeit gewesen war. Also brutzelten wir fast eine halbe Stunde lang in der Kutsche, bis mein Hemd schließlich so durchgeschwitzt war, dass es nicht einmal mehr kratzte. In der Zwischenzeit trieb sich Dad auf den Kais herum, fragte ein halbes Dutzend Kandidaten aus und wedelte von Zeit zu Zeit mit den Pistolen herum, wenn er mit Worten nicht weiterkam.

Irgendwann fand er ein Boot – einen namenlosen verdreckten Zehn-Meter-Kahn mit einer Drehbasse im Bug und einem Ruderboot, das am Achterdeck festgebunden war. Das Ruderboot war entscheidend, denn Piraten durften in Morgenröte nicht anlegen, und wer immer uns dorthin bringen würde, müsste außer Reichweite der Uferkanonen Anker werfen, während wir die restliche Strecke an Land ruderten.

Die beiden Männer, die unsere Besatzung bilden würden – der eine kurz mit dem Körperbau eines Ochsen, der andere groß und dunkel, mit einer schwarzen Mähne, die ihm über die Schultern hing –, stanken nach Rum und Männerschweiß, beide hatten kleine Flammentätowierungen auf dem Hals. Es war das Erkennungszeichen der Männer von Burn Healy. Von all den Kapitänen, die auf den Blauen Meeren plünderten, war Healy sowohl der gefürchtetste als auch der erfolgreichste – der siegreiche Kampf der Piraten gegen die cartagische Marine, den wir während des Barker-Krieges vom Felsen des Verderbens beobachtet hatten, war sein Verdienst, auch wenn er schon vorher berüchtigt gewesen war.

Man konnte davon ausgehen, dass jeder Mann mit Flamentätowierung auf dem Hals ein kaltblütiger Mörder war.

Deshalb konnte ich nicht verstehen, warum Dad immer darauf bestand, ausgerechnet sie anzuheuern, wenn wir ein Boot für die Überfahrt nach Morgenröte brauchten. Einmal, als ich meinen ganzen Mut zusammennahm und ihn danach fragte, zuckte er bloß die Achseln.

»Healy-Leute verstehen ihr Geschäft«, sagte er nur.

Das ließ sich nicht leugnen – wir kamen jedes Mal schnell dorthin und entgegen ihrem Ruf hatte uns bisher kein Healy-Pirat die Kehle aufgeschlitzt. Sie hatten allerdings die Angewohnheit, die Preise nachzuverhandeln, sobald Seligenhafen in Sichtweite kam, so dass Dad grundsätzlich das Doppelte dessen für die Fahrt bezahlte, was er in Galgenhafen vereinbart hatte.

Wir brachen auf und irgendwie gelang es den beiden Piraten, der stehenden Luft von Dreckswetter genügend Wind abzutrotzen, um uns aus dem Hafen und hinaus aufs offene Meer zu bringen, wo wir eine Brise von Morgenröte erwischten. Adonis und Venus machten in der Zwischenzeit ein Nickerchen im Frachtraum, Percy sonnte sich wie eine Schildkröte auf dem Vorderdeck, während ich mit zusammengekniffenen Augen mittschiffs lag und mir Mühe gab, seekrank auszusehen. Aus Erfahrung wusste ich, dass mich die anderen in Ruhe ließen, wenn sie befürchteten, ich könnte sie vollreihern.

Ein Auge behielt ich allerdings heimlich halb offen, damit ich Dad beobachten konnte, der mit demselben verwirrten Gesichtsausdruck wie am Vortag achtern saß. Nachdem er lange die Mannschaft beäugt und dabei zugeschaut hatte, wie

sie durch den Wind lavierte, griff er, als er sich unbeobachtet glaubte, in die Innentasche seiner Jacke und zog ein zusammengefaltetes Stück Pergament heraus.

Er starrte eine Weile darauf und kaute auf seiner Lippe herum. Irgendwann schaute er über das Deck hinweg mit zusammengekniffenen Augen zu Percy, als denke er über etwas nach. Doch dann schüttelte er den Kopf.

Er faltete das Pergament sorgfältig zusammen und steckte es in seine Jacke zurück. Danach flüsterte er etwas vor sich hin, gerade laut genug, dass ich folgende Worte verstehen konnte: »Geht nicht anders ... Muss einen Eingeborenen finden.«

Ich grübelte eine Weile, was er damit meinen könnte. Hätte ich mal lieber länger darüber nachgedacht.

Wie es weitergeht? Erfahren Sie im beiliegenden Leseexemplar!



Geoff Rodkey

**Die Legenden der Blauen Meere – Dreckswetter und Morgenröte**

Aus dem Englischen von Claudia Max

Umschlaggestaltung: Suse Kopp

Ca. 360 Seiten

Ab 12

15 x 22 cm, gebunden

ISBN 978-3-551-55641-7

Ca. € 15,90 (D) / € 16,40 (A) / sFr. 22,90

Erscheint im Oktober 2013



## Bücher für junge Helden



Rick Riordan  
**Die Kane-Chroniken:  
Die rote Pyramide**  
€ 18,90 (D) / € 19,50 (A) /  
sFr. 27,50  
ISBN 978-3-551-55587-8



Rick Riordan  
**Die Kane-Chroniken:  
Der Feuerthron**  
€ 17,90 (D) / € 18,40 (A) /  
sFr. 25,90  
ISBN 978-3-551-55589-2



*»Ich finde, das Buch sollte jeder lesen, der auf Fantasy steht. Ich bin selbst ein Jugendlicher und habe nie lesen gemocht, bis ich die Bücher vom Autor Rick Riordan gelesen habe. Sie haben mir sehr gefallen und ich habe angefangen, Bücher zu lesen. Das Buch ist sehr spannend und ich würde es JEDEM empfehlen :)«*

*»Jede Seite genossen! :D Ich habe Percy Jackson schon geliebt und jetzt noch so ein tolles Buch! Ich kann die nächsten Bände kaum abwarten!«*

Leserstimmen auf [www.carlsen.de](http://www.carlsen.de)